

unserer Selbstfindung als Radfahrerinnen. Aber wir sind, wie Sie alle wissen, ein internationaler Verein, und mir liegen seit dem letzten Posteingang die Untersuchungsergebnisse zu denselben Fragen aus USA vor, wo man zu einem gänzlich anderen Ergebnis gekommen ist. Das heißt, die Fragestellung war schon irgendwie anders, nicht so sehr nach dem Wesen des Radfahrens, sondern *how to ride quicker and easier* – »typisch amerikanisch!« rief jemand schrill von hinten – »und wieder typisch deutsch wir«, konterte dumpf eine andere von vorn. Die Anführerin fuhr fort: »Das macht es natürlich notwendig, daß wir unsere Ergebnisse überarbeiten, um die beiden Resultate irgendwie zu einem Ausgleich zu bringen.«

Die mit den alten Fahrrädern hörten zu, mit mürrischem Gesicht, schoben die alte Karre unruhig und abfahrbereit hin und her: mit stramm gepumpten Reifen! Die Straße vor ihnen hatte eine sanfte Neigung, leicht zum Starten, dahinter eine kleine Steigung, die man mit dem frisch geölten Freilauf zur Hälfte hätte nehmen können, ohne treten zu müssen, und wenn man dann mit der Beinarbeit nur rechtzeitig einsetzte, sozusagen in den letzten Schwung der Abfahrtsgeschwindigkeit tretend miteinschwang, hätte man mit ein paar kräftigen Tritten auf der nächsten Höhe sein können! Sehnsüchtig errechneten sie die Kilometerzahl, die man schon hinter sich gebracht hätte, wäre man nur weitergefahren. Die Anführerin, die ihre Gedanken wohl ahnen mochte, sagte mit einem bedauernden Lächeln in ihre Richtung: »Leider können wir vorerst noch nicht aufbrechen, denn wir treten jetzt gerade in eine neue Phase im Prozeß der Untersuchungen ein: ob das Radfahren seine tiefste Wesensbestimmung tatsächlich vom Treten her erhält oder wie weit das Fahren selbst – was verstehen wir überhaupt darunter? – in die Definition mit eingehen muß und damit natürlich auch in die Vermittlung des richtigen Radfahrens.«

*Et sic ad infinitum.*

EIN FALL FÜR DIE PASTORAL? – SIE wollen wissen, lieber Freund, wie es mit meiner Frömmigkeit bestellt ist, der Frömmigkeit in meinem Alter. Das ist ein ganzes Bündel von Fragen, jedenfalls, was die Frömmigkeit betrifft: was versteht man unter Frömmigkeit, wie wirkt sie sich aus, bin ich, der Gefragte, überhaupt fromm? Zunächst aber: Ihre Frage nach dem Alter. Ich bin 75, also durchaus und in jeder Hinsicht ein alter Mann. Zwar bin ich im Kern meines Wesens wahrscheinlich mir gleich geblieben, bin aber doch in vielem nicht mehr genau der Selbe, der ich in den Anfängen meines Lebensweges war. Manche meiner Wesenseigenschaften mögen sich verdeutlicht haben, andere in den Hintergrund getreten sein. Neue Fragen, neue Probleme, neue Perspektiven, die im späteren Leben aufgetaucht sind, haben einiges am geistig-moralischen Erscheinungsbild meiner Person sozusagen retuschiert: ich bin wohl mehr oder minder der alte geblieben, also so, wie ich immer war, ich gleiche aber nicht mehr haargenau dem Frühbild meiner Person. Dies gilt, meine ich, für alle Menschen. Uns alle nimmt das Leben »in Behandlung«, und was dabei herauskommt, ist eben das Altersbild.

Nicht anders als mit dem ganzen Menschen verhält es sich mit der Frömmigkeit. Sie ist eine Wesenseigenschaft und hängt dem Menschen nicht nur äußerlich an. Wenn sie im Alter noch oder wieder vorhanden ist, unterscheidet sie sich in der Art und Weise ihres Vorhandenseins von der eines Kindes oder Halbwüchsigen: sie hat Teil am Lebensweg und ist das, was nach Phasen einer lebhaften oder lauen oder kaum mehr betätigten Frömmigkeit als Altersfrömmigkeit herauskommt. Anders gesagt: sie ist das Ergebnis eines langwierigen Prozesses. Ich vermute, nur in den seltensten Fällen wird einer im Alter vom Glauben wie vom Blitz getroffen, es sei denn, er war niemals, nach dem Worte des Herrn, »lau«, sondern »kalt«. Das Damaskus-Erlebnis war nur einem Apostel Paulus beschieden.

Doch zurück zu ihrer Frage. Kann ich mich überhaupt fromm nennen, wenn ja, in welchem Umfang. Um darauf Ihnen die Antwort nicht schuldig zu bleiben, muß ich eine kurz-

gefaßte Geschichte meiner Frömmigkeit Ihnen vorlegen, und das heißt: einiges aus meinem Leben berichten.

Ich wurde zehn Jahre vor dem Ersten Weltkrieg in Süddeutschland geboren. Meine Kindheit fällt also in jene windstille Epoche um die Jahrhundertwende, die als »belle époque« zum Begriff geworden ist. Meine Eltern gehörten nicht zu den Privilegierten, lebten aber doch in nach heutigen Maßstäben bequemen Verhältnissen, sie hielten – im gehobenen Mittelstand damals nicht ungewöhnlich – eine Köchin und für mich sowie die beiden jüngeren Schwestern ein Kindermädchen. Jedes Jahr machten sie im Sommer eine Reise, die sie meist nach Abbazia bei Triest führte, das damals noch ein elegantes Modebad war. Die Mutter verstand nicht mit dem Geld umzugehen, ihre häufigen Gänge zur Modistin verdrossen den Vater.

Echtes religiöses Leben war in meinem Elternhause nicht zu spüren. Die Eltern waren katholisch, doch praktizierten sie wohl nur ein formales Christentum, wobei es zum guten Ton gehörte, zu Weihnachten und Ostern sich in der Kirche zu zeigen und die Kinder in den katholischen Schulgottesdienst zu schicken. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg zerbrach die Ehe meiner Eltern endgültig, der Vater rückte ins Feld, das Hauswesen wurde aufgelöst, ich selbst in die erste Gymnasialklasse einer von Mönchen geleiteten ländlichen Erziehungsanstalt geschickt.

Ich hatte in früher Jugend so ziemlich alle Kinderkrankheiten absolviert und war ein zartes verträumtes Kind. Wirklichkeitsfremd, wie ich war, fand ich im Internat schwer Kontakt und wurde, obendrein ein schlechter Turner, von den Kameraden häufig gehänselt. Da bot mir die neue, religiös geprägte Atmosphäre einen ungewohnten Halt. Ich flüchtete, wenn es mit meiner Umgebung gar nicht mehr ging, in die sentimentalistisch gefärbte Vorstellung vom Guten Hirten: Er schwebte hinter mir her oder versprach mir seinen Schutz. Das war sozusagen die Frühform meiner Frömmigkeit.

Wie sich zeigen sollte, war diese Frühform nicht sehr »wetterfest«. Ich war der naiven Annahme, in einer religiös geprägten Welt

könne es nur Gerechtigkeit geben und müßten vollends die geistlichen Erzieher wahre Muster an Güte und Weisheit sein. So war ich während der ersten drei Internatsjahre, der Unterstufe, häufig enttäuscht, daß ich trotz redlichen Strebens es niemals am Ende eines Monats zu einer »goldenen Karte« brachte. Es handelte sich dabei um die monatliche Bewertung des Betragens in Form einer quadratischen Karte, die je nach dem Grad des Wohlverhaltens von gelber (goldener), roter oder grüner Farbe war. Der Präfekt, ein junger und sehr jähzorniger Pater, hatte seine ausgesprochenen Günstlinge. Die konnten anstellen, was immer sie wollten, sie bekamen eine »goldene«, die andern bestenfalls eine rote Karte. Ich war der naiven Meinung, daß ein Präfekt, noch dazu ein geistlicher, keine Fehler haben dürfe und fühlte mich zurückgesetzt.

Im Laufe der Internatsjahre verlor meine anfängliche Frömmigkeit an Intensität und wurde, ohne daß ich es eigentlich selber wahrnahm, zur Routine. Die tägliche Frühmesse und die langen Gebete, ebenso die Frühmesse, das Hochamt, die Vesper an Sonn- und Feiertagen, wurden von mir und vielen andern mit einer gewissen Gleichgültigkeit hingenommen, als Teile des täglichen Stundenplanes. In derselben inneren Haltung, in der man sein Schulpensum abzuleisten pflegte.

Was ich eben religiöse Routine und Gleichgültigkeit genannt habe, gewann eine neue, keineswegs positivere Farbe durch ein Ereignis in meinem letzten Internatsjahr in der sechsten Schulklasse. Zu uns waren überraschend zwei oder drei Georgier geraten, wahrscheinlich Vertriebene und Heimatlose des Ersten Weltkrieges. Warum und auf welchen Wegen sie ausgerechnet zu uns kamen, ist mir unbekannt. Wir hatten mit diesen Klosterschülern nur während des Unterrichtes Kontakt. Schwarzhaarig und fremd, waren diese Heimat- und Elternlosen von einer geradezu demütigen Friedfertigkeit und beteiligten sich nie an irgendwelchen Streichen.

Der Unterricht in Chemie wurde von eben jenem Präfekten gegeben, der mir immer die »goldene Karte« vorenthalten hatte. Unaus-

löslich steht vor meiner Erinnerung, jetzt nach 54 Jahren, noch immer das folgende Bild: Der Präfekt ruft einen der Georgier, den größten unter ihnen, Michael, auf – diese Georgier wurden mit Vornamen gerufen, da der Vatername schwer auszusprechen war. Ich weiß nicht mehr, was Michael antwortete. Ich sehe nur noch vor mir, wie der Pater wutflammend auf ihn zustürzte und ihm eine schallende Ohrfeige versetzte. Der Überfallene, älter als wir, nämlich schon siebzehn oder achtzehn, blieb kerzengerade stehen, kein Muskel regte sich in seinem Gesicht, nur seine Augen sprühten Flammen. Unausdenkbar, wenn der Heimatlose den Schlag erwidert hätte. Wie hätte er vor dem Kloster bestehen können? Ich verlor ihn dann aus den Augen, als das Schuljahr zu Ende war. Aber der häßliche Vorfall blieb haften, er brachte das moralische und religiöse Ordnungsgefüge, wie ich es mir vorstellte, ins Wanken. Und mit ihm meine unstete Frömmigkeit. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß ein Kleriker so handeln konnte. Erst später, lange nach der Schulzeit, wenn ich mich gelegentlich dieses Präfekten erinnerte, gestand ich mir ein, daß der unbeherrschte Neurastheniker auch gute Seiten hatte. Natürlich war er, das merkte ich damals schon, als Erzieher ungeeignet.

Zweitausend Jahre Christentum genügen offenbar noch immer nicht, Welt und Menschen so sehr zu verändern, daß die Lehren der Bergpredigt verwirklicht werden. Das hieße nämlich, daß die Frömmigkeit der Mehrheit der Christen *mündig* geworden wäre. Diese meine Auffassung, lieber Freund, wird Sie nicht befriedigen. Ich glaube Ihren Einwand zu hören, der da lautet: Fang doch erst einmal bei Dir selber mit der Bergpredigt an! Sie haben recht, das ist die schwache Stelle meiner Frömmigkeit: sie ist nicht *mündig* geworden oder doch nur gelegentlich, auf den Höhen meines Bewußtseins. Ich glaube, die Frömmigkeit als solche ist kein unverrückbarer Zustand, sondern der ständig wiederholte Akt der Liebenden, verehrenden Hinwendung zum Schöpfer. Ein ständiger Einsatz also. Ich aber rede mich gern auf die andern hinaus, wenn ich selbst an persönlichem Einsatz es fehlen lasse.

Damals war ich unmündig in einem doppelten Sinne: im bürgerlich rechtlichen und im religiösen. Auf mein Drängen nahm mich mein Vater aus dem Internat und gab mich – er hatte wieder geheiratet – in einer Provinzstadt zu einer ihm bekannten Familie. Dort besuchte ich die Oberstufe des Gymnasiums. Es war unvermeidlich, daß wir mit dem Zwiespalt konfrontiert wurden, der sich da und dort zwischen der Glaubenslehre und der Wissenschaft auftut. Er war damals zweifellos größer als heute. Im weltlichen Unterricht fiel der Name Galilei. Oder es wurden Fragen der Paläontologie behandelt. Den Religionsunterricht gab der »Geistliche Rat«, ein älterer Herr. Er war aus dem Holz geschnitzt, aus dem die Kirche die Inquisitoren gemacht hatte. Der Prototyp des Fanatikers und gänzlich humorlos. Er duldete keinen Widerspruch und hielt eisern an der absoluten Irrtumslosigkeit der Bibel fest, auch wo es nicht um Heilswahrheiten ging. Er verstand nämlich die biblischen Schöpfungstage im Wortsinne als Einheiten zu je 24 Stunden und gab dann unter großzügiger Vernachlässigung der Prähistorie noch die paar tausend Jahre hinzu. Ich bin sicher, der Mann hat selber den Unsinn geglaubt. Aber – und das wollte ich ihm nicht verzeihen – er ging soweit, ihn auch uns Achtzehn- oder Neunzehnjährigen zuzumuten. Offene Zweifel hätten damals, in jener Provinzstadt, die Schlußprüfung gefährdet.

Sie werden meinen Bericht vielleicht für übertrieben halten. Man vergesse jedoch nicht, was ich berichte, spielte sich vor einem halben Jahrhundert ab. Und vor einem halben Jahrhundert war man in der Grauzone von Theologie und Wissenschaft noch weniger kritisch. Selbstverständlich rechnete auch schon damals die Wissenschaft mit unendlich langen Zeiträumen der Erde und des Weltalls, wenn es vielleicht auch nicht, wie heute, in die Milliarden Jahre ging. Aber diese Hypothesen hatten sich nicht überall herumgesprochen. »Der harte Kern des heutigen Bewußtseins ist die Naturwissenschaft«, sagte Carl Friedrich von Weizsäcker auf den Salzburger Hochschulwochen 1975. Damals, 1923, war sie es noch nicht.

Was mich damals innerlich aufwühlte und – ohne daß ich es äußerlich zum Ausdruck gebracht hätte – empörte, war nicht so sehr der abstrakte Widerspruch zwischen Glauben und Erkenntnis, als die einem denkenden Heranwachsenden zugemutete *Unaufrichtigkeit*. Als ich die Schule verließ, war ich aus einem lauen Christen ein gleichgültiger geworden. Und das für geraume Zeit. Und da ich schon beim Bekennen bin, will ich nicht verschweigen, daß mich heute noch gelegentlich antiklerikale Affekte befallen, obwohl ich auch mit Klerikern befreundet bin und sie sehr schätze. Und noch etwas: In Wunschträumen meiner späteren Jahre verwandelte sich die Szene beim Präfekten und beim Geistlichen Rat in aktiven Protest. Ich stand (im Wunschtraum!) empört auf und verließ türwerfend den Schulraum. In Wirklichkeit bin ich beide Male sitzen geblieben, die Folgen offenen Widerstands klüglich bedenkend. Ich ging in Deckung. Eine heldische Natur bin ich nie gewesen.

Von jener Epoche meines Lebens entstände ein falsches Bild, wollte ich sie nur schwarz in schwarz malen. In sie nämlich fällt die Begegnung mit einem Menschen, den ich für die stärkste Persönlichkeit halte, die ich in meinem Leben kennengelernt habe. Er war gleich mir, nur von weiterher, in das Städtchen und die Schule geraten; ein junger Balte, der nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg die Heimat hatte verlassen müssen. Seine Eltern bewirtschafteten auf dem Lande einen kleinen Bauernhof. Wenn ich sie später, meist an Wochenenden, mit dem Freunde von der nahen Universitätsstadt aus besuchte, empfingen sie mich trotz dem beengten Milieu mit souveräner Gastfreundschaft. Zumal die Mutter war geprägt von einer lutherischen Frömmigkeit, die wenig von sich hermachte, doch spürbar aus dem Kern des Wesens kam. An diese Frau bewahre ich eine unauslöschliche Erinnerung. Zehn Jahre später oder mehr nach der Schulzeit fand im kleinen Dorf die Primizfeier des Freundes statt, der zum katholischen Glauben konvertiert und in den Jesuitenorden eingetreten war. Als sich die Tore der Welt endgültig vor dem jungen Geistlichen schließen sollten und er, auf einem Feldweg unter strahlendem Sommerhimmel, von seinen Eltern Abschied

nahm, bezwang sich die Mutter und schloß ihn nicht vor aller Augen in die Arme. Sie hat dann – so wollte es die Fügung – ein weiteres gutes Jahrzehnt später in den Armen des Sohnes Schutz gefunden, als während eines Fliegerangriffes im Zweiten Weltkrieg beide in einem Luftschutzkeller verschüttet wurden.

Steht das Bild der Freundes mir vor der Seele, so sehe ich ihn als einen gleichsam »superlativischen« Menschen. Alles an ihm war zur Höchstform gesteigert. Ein Riese an Körperkraft und Größe, war er zugleich ein Intellekt ersten Ranges. In einem äußeren Sinne keineswegs schön oder anmutig, zog er doch aller Augen auf sich. Man spürte das Außergewöhnliche. Ich habe ihn nie zornig gesehen. Stets war er beherrscht und gefaßt, was zuweilen den Anschein steifer Würde hatte, als Ausdruck einer stets nach außen geübten Distanz. Dabei war er ungewöhnlich hilfsbereit, scheute keine persönlichen Opfer und hielt sich völlig unabhängig von äußeren Dingen wie Geld, Kleidung, gesellschaftlichen Vorurteilen. Ein Muster innerer Freiheit und Folgerichtigkeit.

Unter den vielen Gesprächen, die wir miteinander geführt haben, ist mir eines haften geblieben. Es war kurz vor seinem Eintritt in den Orden, da sagte er, ganz unvermittelt: »Was ich suche, ist absoluter Gehorsam« – »oboedientia absoluta«. Absoluter Gehorsam, die Devise des hl. Ignatius, kann einen falschen Beiklang annehmen, wenn man die Nazi-Devise »Führer befiehl, wir folgen« im Ohr hat. Gewiß, der Freund wollte auch folgen, auch unbedingt gehorchen, aber dieses Verlangen entsprang ja nicht einer emotionalen Ideologie, sondern war das Ergebnis einer langen Selbstprüfung, einer äußersten Willensanspannung und Konsequenz.

So sprach ein brennender Christ zu einem lauen Christen. Der laue Christ hat niemals das Wagnis letzter Konsequenzen auf sich genommen. Er praktizierte nicht immer und war auch nicht immer mit den Lehren seiner Religion in Einklang. War ich in Sachen des Glaubens ein schwankendes Rohr, so der andere ein Monolith. Ich behaupte nun keineswegs, inzwischen selber ein Monolith geworden zu sein, doch erscheint mir der Glaube

des toten Freundes wie ein Signallicht, wie ein Leuchtturm im Dunkeln. Nicht immer sehe ich das Licht. Aber eine so exemplarische Frömmigkeit hat etwas von Vollkommenheit, die eigenem Unvermögen gegenüber ein unerreichbares Muster darstellt.

Eigentlich muß ich meinem Schöpfer dankbar sein. Nach einer relativ schweren Jugend hat er mich, samt Frau und Kindern, verhältnismäßig gut davongelassen. Besonders schwere Schicksalsschläge, besondere Prüfungen blieben mir erspart. Zwar habe ich nicht den von meinem Studium vorgezeichneten Beruf gewählt, sondern einen anderen, aber ich habe dessen Wahl nicht zu bereuen gehabt. Er kam meinen Neigungen entgegen und sichert mir jetzt ein bescheiden-auskömmliches Alter. Während der Nazidiktatur blieb ich von unmittelbaren Zugriffen verschont, im Kriege war ich uk-geschrieben. Zweimal stellten hilfreiche Freunde meinem Lebenswagen die Weichen, so daß er ohne umzustürzen mich bis heute getragen hat.

Das Gewicht des eigenen gelebten Daseins mit seinen abgesunkenen Zeitschichten ist mitunter bedrückend. In Stunden der Einsamkeit wird mir deutlich, daß ich manche Gelegenheit möglicher Selbstentwicklung vorübergehen ließ. Eine innere Stimme – der Sokrater nennt sie »Daimonion«, der Christ »Gewissen«, flüstert mir dann zu: du hättest dich mehr anstrengen müssen. Es bedarf großen existentiellen Ernstes, ja eines großen Durchhaltevermögens, um aus einem lauen Christen ein mündiger zu werden. Dabei ist das religiöse Problem in seinem Zusammenhang mit der Frage nach dem Jenseits das Kernproblem, das mich seit langem beschäftigt, und heute mehr als früher noch.

Eine der Theorien der materialistischen Wissenschaft läßt die Welt durch den sogenannten »Urknall« entstehen. Ich meine, die Annahme eines »Urknalls« oder sonstwie gearteten Zufalls bleibt unbefriedigender als der Glaube an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat. Ich war niemals, auch nicht in den Zeiten meiner religiösen Gleichgültigkeit, Atheist, ich glaubte stets an eine göttliche Schöpfung, obwohl ich diese Welt nicht für die beste aller möglichen Welten zu halten

vermag. Im Sinne der Statistik war ich stets »gottgläubig«. Aber die Vokabel »gottgläubig« sagt hinsichtlich der Frömmigkeit noch gar nichts aus. Religiosität fängt überhaupt erst da an, wo sich Gott für den Glaubenden aus einem Abstraktum in eine von innen zwingende Kraft, in einen allmächtigen liebenden Vater verwandelt, wie ihn das Christentum lehrt. Ein Fortleben nach dem Tode in reinerer Gestalt, woran ich glaube, setzt meines Erachtens die göttliche Liebe voraus. Die Moleküle, aus denen unser Leib sich aufbaut, zerfallen nach dem Tode, geben also keine Jenseitsgarantie. Die ist nur aus dem Glauben denkbar.

Im Zentrum des Glaubens schlechthin ist das Verhältnis Schöpfer-Geschöpf, diese Ich-Du-Beziehung, von der unbeschadet des unendlichen Abstands zum Schöpfer gesprochen werden kann. Soweit ich bei mir von einer altersspezifischen Frömmigkeit sprechen kann, besteht sie darin, daß die genannte Ich-Du-Beziehung, in allen Annäherungen oder Entfernungen, sich jetzt im Alter gegen früher geändert hat. Sie ist, wie bei jedem Menschen, eine Grundhaltung innerhalb der personalen Intimsphäre und hat mit der sozialen Dimension des Christentums nichts zu tun. Gottes unvorstellbare Tiefe empfinde ich jetzt in meinem Alter noch tiefer als früher, was ein rein subjektives Empfinden darstellt, denn objektiv ist diese Tiefe absolut, kann also nicht gesteigert werden. Die Gewißheit, daß Gott, dieser Abgrund an Macht und Herrlichkeit, jedes menschliche Vorstellungsvermögen unendlich übersteigt, gewährt mir heute mehr Trost als Beunruhigung.

Noch heute freilich bin ich meiner religiösen Mündigkeit mir nicht sicher. Zuweilen nämlich entdeckte ich mich dabei, daß ich mich nicht viel anders verhalte als ein Kind, das sich weigert, die Suppe zu essen, um auf diese Weise die väterliche Autorität zu bestrafen. Ich zürne dem Allmächtigen und drohe sozusagen mit Entzug meiner Frömmigkeit, wenn ich mich von ihm ungerecht behandelt glaube. Ausgesprochen infantil. Nun ist bekannt, daß auch in höherem Alter unverarbeitete infantile Reste und Mechanismen auftre-

ten können. Warum nicht auch in der religiösen Haltung?

Eines freilich ist bei mir jetzt anders geworden: die Qualität meiner Reue. Doch damit berühre ich eine Intimsphäre, über die ich nicht weiter reden will. Nur soviel sei gesagt: Zuweilen, vor allem, wenn mich etwas be-

drückt, befällt mich Reue über irgendeine früher begangene Schuld. Diese Reue brennt *und* lindert. Dann denke ich an das Schriftwort: »Siehe, ich mache alles neu« – und schöpfe Hoffnung.

Konrad Helm

Martin Hengel, geboren 1926 in Reutlingen, ist seit 1972 ordentlicher Professor für Neues Testament und antikes Judentum an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. – Die Studie auf Seite 1 ist die erweiterte deutsche Fassung der T. W. Manson Memorial Lecture, die Hengel am 1. November 1979 auf Einladung der Theologischen Fakultät der Universität Manchester gehalten hat. Martin Hengel dankt an dieser Stelle Walter Burkert, Zürich, für wertvolle Hinweise und die Überlassung eines Kapitels aus den Fahnen seines eben erschienenen Buches »Structure and History in Greek Mythology« (Univ. of Calif. Press 1979) sowie Peter Stuhlmacher, der das Manuskript las und einige wichtige Anregungen gab, wie auch seinen Assistenten Hermann Lichtenberger und Reinhard Feldmeier. – Der Beitrag ist dem Gedächtnis von Joachim Jeremias gewidmet.

Gustave Martelet, geboren 1916 in Lyon, Mitglied der Gesellschaft Jesu seit 1935: Konzilstheologe und Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Den Beitrag auf Seite 36 übersetzte Hans Urs von Balthasar.

Antonio M. Sicari, geboren 1943, Karmeliter, Bibelwissenschaftler, lehrt in Trient. Den Beitrag auf Seite 45 übersetzte aus dem Italienischen August Berz.

Otfried Höffe, geboren 1943 in Leobschütz (Oberschlesien), ist ordentlicher Professor für Ethik und Sozialphilosophie sowie Direktor des Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik an der Universität Freiburg i. Ue.

Guido Brühwiler, geboren 1948 in Chur (Schweiz), studierte in Innsbruck Philosophie und Theologie; zur Zeit u. a. mit dem Aufbau einer Studiengruppe für Anti-Theismus beschäftigt.